

Das Mosaik der Kirche im Miteinander der Gemeinden¹

Auferweckung



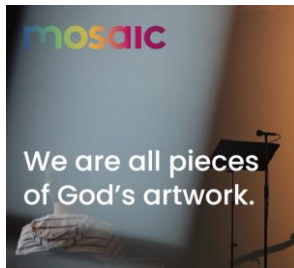
Ich beginne mit einem alten Bild der Erneuerung, einer prophetischen Vision, die in einer Situation der Hoffnungslosigkeit gegeben wurde. Israel war am Boden zerstört: das Land erobert, die Nation enthauptet, die Eliten deportiert und der Tempel gebrandschatzt. Unter den Verschleppten auch er, der ehemalige Priester Ezechiel. Gott zeigt ihm im Gesicht Skelette auf einem Feld. Und dann kommt der Geist Gottes, haucht den Gerippen Leben ein; es wachsen Sehnen und Muskeln; die Toten richten sich auf, ein neues Gottesvolk entsteht. Der Prophet schaut die Auferweckung, den Neuanfang Israels, die Geburt des Judentums. Ein schauriges Bild. Aber der Schauer bringt uns zur Frage, wo wir stehen. Was sehen wir auf *unserem* Feld? Das Gerippe der Kirche? Das Wirken des Geistes?

Mosaik

Vor gut einem Monat, am 3. März, war ich auf dem Feld der Kirche. Priscilla Schwendimann wurde als Pfarrerin der *Mosaic Church* eingesetzt. Es war ein denkwürdiger Anlass – Fleischwerdung eines Traums. Für mich auch berührend. Weil ich die Pfarrerin mag und die Menschen, die hinter ihr stehen. Und die Idee. Das Mission Statement der Mosaic Church spricht für sich:

¹ Notizen zum Input: Aussprache des Kirchenparlaments am 13. April 2023

Anders. Queer. Bunt. Laut. Gemeinsam. Mit Gott und nahe bei den Menschen. Bei uns sind alle willkommen, da gibt es kein Aber. Denn wir glauben, dass nur ein inklusives Evangelium ein christliches Evangelium ist.



Nur ein inklusives Evangelium ist christliches Evangelium. Das glaube ich auch. Aber es gibt doch ein Aber. Man könnte „anders“ anders und die hier postulierte Inklusion auch exklusiv verstehen. Ist nicht jede Kirchgemeinde ein Ort, an dem *alle* willkommen sind? Ist nicht jeder Gottesdienst per se inklusiv? Schliesslich kann jede*r kommen! Und schließt ein Profil, wie das der queeren, bunten und lauten Kirche, nicht alle aus, die es lieber leiser haben? Sind Menschen, die den Mosaik-Stil nicht mögen, normal, grau und einsam? Natürlich nicht! Doch die Spannung ist offensichtlich. Nicht nur in der Kirche. Wir leben in einer Mosaikgesellschaft, in der unterschiedlichen Farbgemeinschaften koexistieren und auf das Recht der eigenen Farbe insistieren, gegen Farbenblindheit und Schwarz-Weiß-Denken bei anderen protestieren.

Wenn die Kirche nicht zum frommen Exklusivclub werden möchte, wenn sie ihr Selbstverständnis als Gottesvolk wahren will, ist *Mosaic Church* keine Nische, sondern das Programm einer neuen Volkskirche in der Diaspora.

Wie inklusiv ist Kirche?

Die Frage ist, wie das *umgesetzt* werden soll, wie wir vom alten ins neue Paradigma *übersetzen*. Da ist wieder ein Aber. Weil es zwei verschiedene Ansätze gibt, wie man Inklusion *verstehen* kann:

- ein *traditionelles* Verständnis, dass davon ausgeht, dass alle Menschen in einem bestimmten Territorium zusammenkommen, weil sie zum Kirchen-Volk gehören.
- ein *posttraditionelles* Verständnis, dass davon ausgeht, dass sich in einer offenen Gesellschaft unterschiedliche Lebensstile oder auch Geschmackserleben in Gemeinschaften versammeln.

Beide Ansätze haben ihr Recht. Beide können widersprüchlich werden, spätestens dann, wenn es um die *konkrete Gemeinschaft* und nicht nur um ein *abstraktes Prinzip* geht. Wenn wir dorthin schauen, wo Menschen einander ins Gesicht schauen. Machen wir die Probe aufs Exempel. Wie steht es um den Inklusionsanspruch der traditionellen Kirchgemeinde? Wer taucht am Sonntagmorgen im Gottesdienst auf? Wer taucht ab, wenn Orgel, Kirchengesangbuch und eine zünftige Predigt auf dem Programm werden? Und lauwarmer Filterkaffee. Wie inklusiv ist eine Gemeinde, in der nur Steuerzahler Rechte haben? Wie bunt ist eine Gemeinschaft, in der 70% der Bevölkerung nicht vorkommt?

Mind the Gap

Okay, das ist vielleicht eine Spur zu scharf formuliert. Und auch ein wenig *contre coeur* gesagt. Ich liebe meine Quartiergemeinde samt klassischem GD. Aber die Schärfe der Analyse hilft, das Problem zu erkennen. Wir haben einen Gap zwischen Inklusionsanspruch und exklusiver Wirklichkeit, weil ...

- die Mitgliedschaft in der Organisation institutionell und traditionell funktioniert – sprich: unsere Kirche keine neue Mitglieder mit Mission gewinnt, sondern hofft, die alten Mitglieder nicht zu verlieren, indem sie auf Missionierung verzichtet;
- also bleibt der Mix in der Kirche derselbe, wir bleiben unter uns; und weil die Pluralisierung und Differenzierung *ausserhalb* grösser ist als die Pluralisierung und Differenzierung *innerhalb* der Kirche, wird der Abstand grösser;
- wir werden *insular*, das kirchliche Milieu immer ‚enger‘ und weil die Zahl der Mitglieder schrumpft, werden wir *marginalisiert*, anstatt uns zu pluralisieren.

Natürlich gibt es Versuche, der Verengung entgegenzuwirken und Gegensteuer zu geben, pluraler und diverser zu werden, dem ekklesialen Gerippe, Geist einzuhauchen, Fleisch zu den Knochen zu bringen. Wir sehen Revitalisierungsversuche nicht erst heute. Schon im 19. Jahrhundert ist eine Ausdifferenzierung der Kirche beobachtet. Profil-Gemeinden sind nichts Neues. Seit den 1960er Jahren hat aber die Pluralisierung und manchmal auch die Polarisierung der Lebensentwürfe, der Geschmacks- und Frömmigkeitsstile zugenommen. Man könnte auch sagen: Das System Kirche ist langsamer und die Umwelt ist schneller geworden. Woran sich das zeigt?

Uns ist die Gemeinde-Struktur geblieben. Aus naheliegenden Gründen. Die Institution ist staatsanalog aufgebaut. Daraus entsteht eine Spannung. Auf einen einfachen Nenner gebracht: Wenn der Rahmen bleibt, aber da und dort die Gemeinschaftsbildung flüssiger, agiler, bunter und diverser werden soll, koexistieren zwei Mitgliedschaftslogiken im selben System. Es gibt

ja weiterhin Hönegg mit dem traditionellen Gemeindeleben, das auch in anderen Quartiergemeinden funktioniert. Neben und quer zum neuen Typus „Gemeinde“, der nicht territorial definiert ist.

Der Preis der Diversifizierung

Die Mitglieder der Mosaic-Church wohnen nicht zwingend im selben Quartier. Das gilt auch für den Fraumünster-Verein, die Streetchurch, das Stadtkloster oder Menschen, die im Pilgerzentrum oder in der Citykirche in St. Jakob auftauchen. Und dann sind da auch die ortsverbundene Netzwerke wie Zytlos oder diakonisch-spirituelle Initiativen Green City Spirit, die Jazzkirche ... Das territoriale Prinzip ist zweitrangig, die innere Verbundenheit entscheidend.

Wer eine Diversifizierung der Gemeinden im Rahmen der Gross-Gemeinde will, also Ja sagt zur *Mosaikkirche*, muss bereit sein, einen *Hybrid* zu managen.

Das ist Zürich: Eine Kirchgemeinde, die angetrieben wird von *vielen* Gemeinschaften und die Betreiberin vieler Orte geworden ist. Dazwischen sind *Kreise*, die bündeln. Das ist Zürich, *eine* sehr grosse Kirchgemeinde, die Profil- und Ortsgemeinden plus stadtweite Initiativen fördert und für die angestrebte Mischkultur einen verlässlichen Rahmen bietet. Ist in Zürich also alles paletti?

Sinn und Zweck eines Parlaments ist es, die Großgemeinde mitzuleiten. Das ist anspruchsvoll. Sinn und Zweck dieser Aussprache ist es, sich ein Bild über die Entwicklung der Kirchgemeinde machen, die «Chancen der großen Kirchgemeinde» aber auch die Stolpersteine zu besprechen. Es gilt den Blick fürs Ganze, die Perspektive der Kirchenkreise und die Ebene der Gemeinschaften nicht aus den Augen zu verlieren. Zusammenschauen, was zusammenspielen muss, aber auch freizugeben, was sich eigenständig entwickeln soll. Auf einige Herausforderungen möchte eingehen.

No guts no glory

Zurück zur *Mosaic Church*. Es braucht Nischen. Und es braucht seitens der Großgemeinde den Mut, quer zu bestehenden den neu entstehenden Gemeinschaften ihren Platz einzuräumen. Das ist knifflig! Kein Wunder, ist die Geburt einer Profilgemeinde meistens mit Komplikationen verbunden. Unterschiedliche Interessen müssen ausgehandelt werden. Wo finden die Neuen ihr Zuhause? Wie viele Ressourcen bekommen sie? Wer leitet sie? Es fordert die Kirchgemeinde auf allen Ebenen, weil in der Organisationslogik des normalen

Kirchenbetriebs wenig Erfahrung mit dem freien Unternehmergeist vorhanden ist. Es kann geschehen, dass das Kontrollbedürfnis der Bürokratie die Eigendynamik der Pioniere ausbremst.

Dass das «Kind» Mosaic Church die Geburt geschafft, war auch ein Glücksfall. Es brauchte geschickte Geburtshelfer auf den drei Ebenen: Pioniergeist auf dem Parterre, Unterstützung auf Kirchenkreis-Ebene und den Entscheid der Kirchenleitung. Es hätte vieles schief gehen können. Soll man es bedauern oder den Beteiligten applaudieren? Wäre mehr möglich, wenn man Gemeindegründung anders anpacken würde?

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Graham Tomlin anlässlich einer London-Reise, bei der Kirchenratspräsidenten teilgenommen haben. Tomlin war damals Bischof von Kensington. Er erklärte uns das Konzept der Mixed Economy, das in der englischen Kirche entwickelt wurde und der Vitalisierung entscheidende Impulse gab. Er nannte drei Faktoren:

- eine risikofreudige *Leitungskultur*, die Entstehendes fördert;
- eine missionstheologische Fundierung der *Kirchenentwicklung*, die von allen getragen wurde;
- eine grosszügige *Orthodoxie*, die unterschiedliche Frömmigkeitsstile pflegt

Das sind anspruchsvolle Entwicklungsziele. In ihnen steckt das Potential des Wandels, aber eben auch Stoff für Auseinandersetzungen. Auf die konkrete Arbeit an der Basis bezogen: Wer sich in einer entstehenden Gemeinde engagiert, ist auf einen Freiraum für eigenständiges Handeln angewiesen, muss über Ressourcen verfügen können. Wenn zu viele Gremien mitreden, zu viele Kontrolleure das Spontane ausbremsen, wenn Zuständigkeiten und Kompetenzen zu kompliziert geregelt sind, wenn freiwillig Engagierte bei Entscheidungen nicht involviert werden, können zarte Pflänzchen der Erneuerung schnell verwelken.

Monitoring

Wie kann die Entwicklung einer vitalen Kirche gestärkt, wie können Risiken des Scheiterns vermindert, Chancen des Gelingens erhöht werden? Das Zentrum für Kirchenentwicklung hat von der Stadt einen Monitoring-Auftrag bekommen, um der Herausforderung systematisch und methodisch nachzugehen. Hier der Fragen-Katalog – von einer Folie meiner Kollegin Sabrina Müller:

- Wo und wie zeigt sich die *Veränderungs- und Lernbereitschaft* der Gemeinschaft?
- Wie wird die *Selbst-Verantwortung* realisiert? Diese bezieht sich auf vier Dimensionen, nämlich die Selbstfinanzierung, die eigenverantwortliche Leitung, den Charakter der Multiplikation und Reproduktion sowie die theologische Produktivität und Sprachfähigkeit.
- Wo und wie wird die *Mündigkeit* evangelischen Christ*in-Seins gestärkt?

- Wie wird das Thema der Nachfolge thematisiert und gefördert?
- Wie wird für *Nachhaltigkeit* gesorgt, etwa im Blick auf Kontinuität und Verlässlichkeit?
- Wie werden *Freiwillige* identifiziert und befähigt?
- Welche *Konflikterfahrungen* sind vorhanden, wie wurde darüber reflektiert?
- Gibt es eine *Orientierung „nach aussen“*, d.h. über die gegenwärtige Gemeinschaft hinaus? Ist die Präsenz und Aktivität der Gemeinschaft im Sozialraum erkennbar und relevant? Wird damit eine öffentliche Ausstrahlungskraft gewonnen?
- Ist eine *Anziehungskraft* für den christlichen Glauben und den kirchlichen Kontext gegeben?
- Wie werden *Haltungen* thematisiert und sichtbar? Welche Werte werden thematisiert und sichtbar?
- Welche Rolle spielen verschiedene *Motivationen* bei den Teilnehmenden? Welche werden genannt und werden sichtbar?

Der Katalog zeigt, wie komplex die Entstehung vitaler Gemeinschaften ist. Man kann diese Fragen als eine Karte lesen. Sie zeichnet die Wege gelingender Entwicklung vor. Es steckt viel Weisheit darin. Und Knochenarbeit, bis das Ganze Fleisch wird.

Man kann auch aufs Feld und schauen, wo der Geist schon gewirkt, was andere an anderen Orten zu Wege gebracht haben. Und viel Weisheit im bestehenden Bau entdecken.

Mitenand

Mein zweites Beispiel ist eine Basler Experiment, das schon 30 Jahre auf dem Buckel hat – aber stabil und dynamisch geblieben ist. Ich habe die Geburt der «Mitenandarbeit» miterlebt und betreue jetzt eine Dissertation, die weniger auf Monitoring und mehr auf Feldforschung aus ist. Die Forscherin schaut, wie Menschen im Alltag interagieren, wie das Team funktioniert und wie Gäste partizipieren können. Sie fragt auch nach der Geschichte.

«Mitenand» hatte auch eine komplizierte Geburt. Aber sie lebt. Ihr Herzschlag ist das *Sonntagszimmer* in der Matthäuskirche. Der Name steht für eine Offene Kirche. Jeden Sonntag ist die Kirche den ganzen Tag geöffnet. Von morgens bis abends wird gefeiert, gegessen, gespielt, gesungen, gebetet. Es ist einfaches Konzept und total Inklusiv. Eine neue Art der Quartierkirche. Und es kommen Kreti und Pleti. Die wenigsten sind zahlende Kirchenmitglieder. Warum hat das Bestand? Was macht diese Gemeinde in einem

schwierigen institutionellen Umfeld so vital? Die Basler Kirche hat ungefähr gleichviele Mitglieder wie Uster und weniger Ressourcen (aber ein x-faches an Spenden ...).

Der entscheidende Faktor ist die Treue des hochverbundenen Kernteams. Rund um diese Menschen sind Kontaktzonen entstanden, Freundschaftsnetze, an denen unterschiedliche Menschen anknüpfen konnten. Entstanden ist eine Viel-Völker-Quartierkirche. Ein Mosaik im Miteinander. Es war ein Wagnis und die Kirchenleitung hat das Potenzial erkannt, Gönner wurden gefunden, Mittel freigestellt, die neugotische Kirche mit einer Küche ausgestattet.

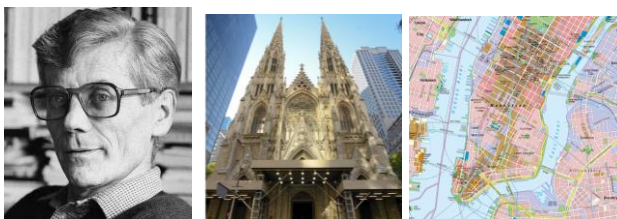
Kann man «mitenand» planen?

Kann man eine solches Miteinander planen? Mit Blick auf Zürich: Ist die Streetchurch auf dem Reissbrett entstanden? Haben Strategen die Jazzkirche, den offenen St. Jakob oder Zytlos entworfen? War es die Landeskirche, die die Sieber-Werke gründete? Ich glaube, das Zusammenspiel der Ebenen kann man schlechter oder besser machen, die Mosaik-Vision mehr oder weniger bewusst halten, aber die Gründung und das gelebte Miteinander ist Engagement und nicht Management.

Am Anfang sind es Frauen und Männer mit einer Vision. Monika Stocker hat das Wort geprägt. «Der Staat kann nicht lieben.» Sie hat recht. Aber es stimmt auch: «Die Kirche kann den Glauben nicht befehlen.» Und sie kann Neugründungen nicht bestellen. Es braucht Visionäre und Pionierinnen. Ohne Sieber keine Sieber-Werke, ohne Giger keine Streetchurch, aber ohne Team, das Jesus als Chef akzeptiert, kein Giger.

Das ist vielleicht einigen zu plakativ. Aber das Plakative braucht es, um das Attraktive der Begeisterung und die Grenzen der Organisationsarbeit zu erkennen. Sie ist nötig, aber auf den Geist verwiesen, das Charisma von Menschen. Eine Organisation lässt sich leiten und steuern. Aber es sind Bewegungen, die jene Kräfte mobilisieren, die auf dem Feld zum Leben erwecken. Gott sei Dank!

Turmblick und Fussgängerschau



Ich habe mit einer Vision begonnen, ich will mit einer schliessen. Sie stammt von Michel de Certeau. Das ist ein moderner Prophet, Philosoph, Theologe, Jesuit und Stadttheoretiker, der auf einem Tower in New York ein Gesicht hatte. Von oben hat er gesehen, wie die Stadt

gebaut wurde: unten sind die Strassen, von weitem erkennt man die Orte. So gesehen ist die Stadt ein versteinerter Plan. Wer von oben über das Ganze schaut, sieht ein Panoptikum. Sie haben eine Karte im Kopf. Es ist der Blick der Organisationsleitung, es ist die Vision der Strategen.

Das Leben findet aber nicht auf dem Turm statt. Unten sind Fussgänger, die den Raum begehen, die Orte füllen, bewohnen. Auf ihrem Parcours sehen sie nicht das Ganze. Dafür begegnen sie andern Menschen. Gemeinschaften sind so betrachtet, der Raum, der entsteht, wenn Menschen sich versammeln *und* ihre Aufmerksamkeit auf andere richten. Es geht um Qualität der Begegnung. Der Bahnhof ist ein Ort, der Tausende durchlässt, die Strassen transportieren Massen. Es bleiben tote Orte, bis die Körper aufeinander zugehen, friedlich nebeneinander und fürsorglich miteinander umgehen.

Was mir daran visionär vorkommt: De Certeau unterscheidet zwei Sichtweisen, die einander ergänzen, wenn man wirklich *das Ganze* sehen will. Nur mit Plänen, nur mit Karten, nur mit Strategien, entwickeln wir lediglich einen Turmblick von oben und vergessen, dass sich Leben nicht organisieren lässt. Ohne das Gesicht des Andern vor Augen, ohne das Wissen der Spaziergänger im relationalen Raum, ohne die Erfahrung, dass uns in Begegnungen das Herz aufgeht, wird jede Leitung zur Verwaltung. Wenn man planen will, muss man Zufälle minimieren, wenn man Neues zulassen will, muss man Gelegenheiten beim Schopf packen. Die Chance einer grossen Kirchgemeinde sehe ich darin, dass sie den Leitungsgremien – Ihnen – Zeit und Raum gibt, das panoptische und den synoptische Denken zu üben. Wer den Fussgängerblick kennt, geht eher das Wagnis ein, wachsende Gemeinschaften zu unterstützen. Wer ein Gespür für den Glücksfall entwickelt, weiss wann es Zeit ist, eine Geburt ansteht, und ein Zimmer in der Wohnung eingerichtet werden muss.

Vielleicht ist die wilde Truppe, die heute eine Küche im Untergeschoss der Kirche braucht oder das bunte Schärlein, das auf eine Projektpfarrstelle wartet, morgen wird eine wachsende Gemeinde? Heute investieren Sie Vertrauen und morgen sind Sie stolz auf das Mosaik. No guts no glory. No legend no story.

Ralph Kunz, 12.04.2023